

Kirche und universitäre Theologie: Ungleiche Geschwister mit verschiedenen Entwicklungenⁱ

Semestereröffnungsvortrag Bonn, 7.10.2019, Michael Meyer-Blanck

1. Zunehmende Distanz zwischen Kirche und universitärer Theologie

Die Signale wachsender Distanz zwischen Kirche und Theologie sind nicht zu übersehen. Das Meiste aus der universitären Theologieproduktion erreicht nicht mehr die Pfarrämter und Gemeinden – und erst recht nicht mehr das gebildete Lesepublikum. Ein Blick in die Regale der Buchhandlungen zu „Religion, Spiritualität und Esoterik“ ernüchert jeden theologischen Autor. Immer mehr wird geschrieben, immer weniger davon wird außerhalb der Wissenschaft gelesen. Die Forschung ist zu spezialisiert, als dass ihre Relevanz für den Gemeindealltag erkennbar wäre. Viele Pfarrerinnen und Pfarrer haben die Lektüre von theologischen Fachzeitschriften oder gar von Monographien aufgegeben. Es fehlt die Zeit – und das bedeutet übersetzt ja immer auch: Es fehlt die Lust.

Aus dem Pfarrer in der Studierstube ist der Organisator und die Multitasking-Kommunikatorin geworden. Es gibt so viel zu tun und so wird die wissenschaftliche Theologie von manchem als unnötige Verkomplizierung dessen gesehen, was sowieso offen zu Tage liegt. Wichtiger scheint das Bedürfnis nach einer lebhaften Religion des Alltags, die Sehnsucht nach persönlicher Nähe und Authentizität sowie nach einem klar erkennbaren Engagement für das Gute als Alternative zur spätmodernen Oberflächlichkeit. Wie fern von alledem erscheinen da das Ringen um das Verständnis von Sünde und Sühne, die Frage nach den Ursprüngen des christlichen Gottesdienstes und die Diskussion über die Krise des Schriftprinzips!

Der Münsteraner Praktische Theologe und spätere Oldenburger Bischof Wilhelm Stählin (1883–1975) schrieb schon 1968, im Rückblick auf seine Professorenzeit 1926–1943, während dieser habe sich bei ihm immer mehr die Überzeugung gefestigt, „dass die übliche Ausbildung der zukünftigen Pfarrer fragwürdig, gefährlich und verkehrt ist“.ⁱⁱ Die „einseitig theologisch-wissenschaftliche Ausbildung“ könne die künftigen Pfarrer nicht für die zentralen Aufgaben seines Amtes zurüsten; denn die Verbindung mit der humanistischen Bildung sei im Hinblick auf die entscheidenden christlichen Lebensformen ein „ungutes Erbe“ (ebd.).

Die wissenschaftliche Theologie verhilft offensichtlich immer weniger zu einem berufsspezifischen Habitus.

„Theologische Existenz heute“ – das scheint einer fernen Epoche vor 85 Jahren (1933) anzugehören, als die Welt zwar heidnisch zu werden drohte, aber gleichwohl noch umfassend kirchlich war. Gegenwärtig hat die Theologie ihre Relevanz vor allem für die Examina, aber nicht mehr für die eigene Existenzdeutung. Oftmals ist die wissenschaftliche Theologie blind für die existenziellen religiösen Fragen von Studierenden und lässt nach ihrem eigenen Weg suchende Menschen im entscheidenden dritten Lebensjahrzehnt kalt. Auch die Einheit der theologischen Fächer ist für die Studierenden nur noch schwer zu erkennen.

Als langjähriger Ephorus des wunderbaren Studienhauses „Adolph-Clarenbach-Haus“ kenne ich auch ganz anderes, aber ich spitze es trotzdem einmal bewusst zu: Oft gibt es im Studium eine Theologie ohne Frömmigkeitspraxis und im Pfarramt eine professionelle Frömmigkeit

ohne Theologie. Zwei Systemlogiken stehen nebeneinander: die Wissenschaft an der Universität und die Frömmigkeitspflege in der Gemeinde. Die Gemeindegarbeit scheint die wissenschaftliche Theologie nicht mehr zu benötigen.

Umgekehrt entfernen sich die internationalisierten und spezialisierten historischen Forschungen immer weiter von der Kirche. Wir wissen, dass die Theologischen Fakultäten – wie der schulische Religionsunterricht – als *res mixtae*, als gemeinsame Angelegenheiten von Staat und Kirche, in Europa und der Welt keinesfalls die Regel sind. Je internationaler die Theologie wird, desto weniger plausibel wird die Theologie als eine kirchenbezogene Wissenschaft. Wenn die Theologie ihre Beheimatung an Fachbereichen für „Christian Studies“ oder für „Religious Studies“ findet, dann wird ihr Kirchenbezug automatisch schwächer. Zwar sind viele evangelische Universitätstheologinnen in Deutschland durchaus kirchenverbunden; dennoch verschieben sich die Gewichte mindestens im internationalen Maßstab.

Nun muss eine gewisse Distanz zwischen Kirche und Theologie, zwischen Wissen und Glauben nicht schädlich sein. Wie der Berliner Philosoph Volker Gerhardt gezeigt hat, ist die Fähigkeit, mit der Differenz von Glauben und Wissen umzugehen, „spätestens seit Platon“ ein wichtiges Kennzeichen des europäischen Projekts.ⁱⁱⁱ Glauben ist nicht Wissen – und Religion ist nicht Theologie, wie wir seit der Epochenschwelle um 1800 wissen, als sich mit dieser Differenz die Praktische Theologie als die Professionstheorie des Pfarrberufs entwickelte.^{iv} Religion ist die Frömmigkeitspraxis jedes Christenmenschen, Theologie ist die entsprechende wissenschaftliche Theorie für die Praxis des religiösen Berufes. Ein Christenmensch braucht keine Theologie, sondern nur Religion – wohl aber die präzise Unterscheidung zwischen Glauben und Wissen. Theologinnen aber benötigen Religion *und* Theologie und den kontrollierten Wechsel zwischen diesen beiden Sprechweisen.

Für die wichtigste Kompetenz des religiösen Berufes – sei es in der Schule oder der Gemeinde und *mutatis mutandis* auch in der Hochschule – halte ich die Fähigkeit zum erkennbaren und begründeten Wechsel zwischen der religiösen Rede und der Rede über Religion. Aber damit habe ich schon weit vorgegriffen ins Konstruktive und Didaktische. Zunächst soll es aber darum gehen, die Aporien zwischen einer immer differenzierteren wissenschaftlichen Theologie und einer immer differenzierteren religiösen Gegenwart und kirchlichen Praxis herauszuarbeiten.

2. Aufgaben und Entwicklungen der wissenschaftlichen Theologie als universitärer Disziplin

Um es zuzuspitzen: Universität, Wissenschaft und Theologie fragen nach dem, was beweisbar oder mindestens hypothetisch und falsifizierbar wahr oder falsch ist. Es gibt keine Beschränkungen im Denken. Es gilt das universitäre Prinzip „Science is thinking without barriers“, und darum ist zunächst auch das Denken ohne Rücksicht auf mögliche Konsequenzen von Forschungsergebnissen angebracht.

Das Erheben von Forschungsdaten ist nicht weltanschauungsgebunden. Es gibt keine alttestamentliche, neutestamentliche oder liturgiewissenschaftliche Forschung unter religiösen Bedingungen oder Vorbehalten. Es gibt gläubige Wissenschaftler – in allen universitären Fächern und Fakultäten –, aber es gibt keine gläubige Hypothesenbildung.

Die hermeneutischen und texttheoretischen Methoden sind in der Theologie dieselben wie in der Profanhistorie oder Philologie. So geht es in der historischen Forschung nur darum, wie es eigentlich gewesen ist, oder um das vielzitierte Prinzip Leopold von Rankes richtig wiederzugeben:

Historisch steht das Eigenrecht des einzelnen Ereignisses im Mittelpunkt entgegen dem Sinnkonstrukt, entgegen dem Teleologischen und Moralischen in der geschichtlichen Rekonstruktion.^v

Transzendenz lässt sich nicht mit Wissenschaft erfassen, sondern nur mit Glaube; dagegen ergeben sich wissenschaftliche Wahrheit und Unwahrheit nicht aus dem Glauben, sondern nur aus richtigen und falschen Beobachtungen und Argumenten. Wissenschaftliche Wahrheit beruht nicht auf Ansichten oder Meinungen, sondern auf Erkenntnissen, die man für jeden Denker ohne Einschränkungen als schlechthin überzeugend aufzeigen kann. Die wissenschaftliche Wahrheit hat etwas das Denken Bezwingendes. Sie setzt sich langfristig gegen jede Bestreitung durch.

Die religiöse Wahrheit dagegen bezwingt das Personenzentrum, die Überzeugung, den Glauben. Die religiöse Wahrheit beruht nicht auf Argumenten, sondern nur auf der Mitteilung und Darstellung ihrer selbst und auf dem Wunsch nach Gewissheit angesichts des Ungewissen; die wissenschaftliche Wahrheit beruht auf dem Wunsch nach der besseren Einsicht. „Die Wahrheit wird Euch frei machen“, sagt der Gläubige und Prediger – „Die Freiheit wird Euch wahr machen“, sagt der Denker und Philosoph.

Die Universität ist die Organisation des Denkens ohne Hindernisse und ihr oberstes Prinzip dazu ist die Einheit von Forschung und Lehre. „Forschendes Lernen“ und Forschung mit und durch Lernende, das ist der unverzichtbare Anspruch. Nicht immer wird er eingehalten, aber das ändert nichts an der grundlegenden Geltung des Prinzips. Das Pathos der neuhumanistischen Universität beruht dabei auf dem Gedanken, dass Wissen nicht gesammelt oder weitergegeben wird, sondern dass sich Forschungsergebnisse und Persönlichkeitsprägung jeweils neu bei der Suche nach der Wahrheit einstellen. Wer die Erkenntnis nicht sucht, sondern sie gefunden zu haben meint, der hat sie schon verloren, denn das eigentliche Zentrum des Wissens ist der menschliche Geist, der die Erkenntnis organisierende Geist. Dazu nur ein kurzes Zitat aus Wilhelm von Humboldts Schrift „Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ von 1810, aus dem Gründungsjahr der Berliner Universität:

„Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist Alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, dass sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurücklässt, und verloren für den Staat. Denn [...] dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun.“^{vi}

Die Einheit von Forschung und Lehre ist nach diesem Konzept keine pädagogische Freundlichkeit, um den Lernenden Wertschätzung entgegenzubringen. Sie ist eine sachlich notwendige Haltung, die auf der Einsicht in die Beschaffenheit des menschlichen Geistes als einer aktiven

Sinnbildung von gleichzeitig kontingentem Charakter beruht. Geist und Erkenntnis sind nur real im Modus des jeweils immer auch möglichen Entzugs (am Rande: die Parallelen zu theologischen Denkfiguren, wie etwa in Joh 3,8 vom wehenden Geist oder Röm 10,17 vom Glauben aus dem Hören liegen auf der Hand). Das eigentliche wissenschaftliche Moment besteht im Ringen um die Wahrheit, bei dem es wohl einen Vorsprung an Erfahrung des Suchens gibt, aber kein Privileg auf die gewichtigere Einsicht. Es zählt nur das Zwingende des besseren Arguments.

Was uns als mehr oder weniger selbstverständlich gilt, war die Errungenschaft der bürgerlichen Epoche zwischen 1750 und 1850. In der damaligen Zeit war die Universität zunächst in einer schweren Krise. Man suchte damals nach entsprechenden Spezialhochschulen zur Ausbildung von „nützlichen Experten“, und so kam es im deutschen Reich um 1800 zu einem großen „Universitätssterben“.^{vii}

Das „Universitätssterben“ beruhte auf der Schwächung der Philosophischen Fakultät und auf dem Mangel der Auseinandersetzung mit der konstitutiven Rationalität zugunsten von Fachwissen. Die napoleonischen Wirren taten das Ihre, und die Universitäten Erfurt, Wittenberg und Helmstedt sowie Köln, Mainz und Dillingen verschwanden. In Frankreich gründete man straff organisierte Fachschulen für den juristischen und medizinischen Unterricht; die theologische Fakultät fiel weg und die philosophische hatte damit keinen ernstzunehmenden Gegner mehr.

Der Erfolg der deutschen neuhumanistischen Universität beruht offensichtlich auf der Einsicht, dass der Umweg der kürzere Weg zum Ziel sein kann. Preußen wollte Wissenschaftler, keine „zur Brauchbarkeit für den Staat abzurichtende[n] Beamte[n]“.^{viii} Moderne Gesellschaften, so stellte man im 19. Jahrhundert fest, sind dann besonders leistungsfähig und innovativ, wenn der Mensch nicht zu schnell spezialisiert wird, sondern seine Ausbildung in der Institution der Freiheit durchläuft. Die Risiken wie Bummelei, Exzesse, Duellantentum und politische Aufrührerei wurden dabei bewusst in Kauf genommen. Denn erst mit den Umwegen wird der Mensch fähig, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen in Bereichen, die zunächst nicht geplant waren.

Für die Forschung brachte dies nach dem Bonner Wissenschaftssoziologen Rudolf Stichweh eine dreifache Revolution mit sich. Stichweh spricht von der Inklusionsrevolution, von der philosophischen Revolution und von der Forschungsrevolution an der Epochenschwelle um das Jahr 1800.^{ix}

Der Begriff der *Inklusionsrevolution* verweist auf die damals keineswegs selbstverständliche Freiheit zum Publizieren und zum Lesen von Publikationen und damit auf das eigentliche Instrument des Wissenschaftssystems als Organisationsform des besseren Arguments. Empirische Untersuchungen meinen zu wissen, dass heute jede wissenschaftliche Publikation von durchschnittlich acht Personen gelesen wird; denkt man daran, dass manche Aufsätze von deutlich mehr Menschen gelesen werden, dann kann man sich ungefähr ausmalen, wie viele Artikel keinen einzigen Leser finden. Aber auch das gehört zur Realität der Inklusion durch Publikationen.

Die *philosophische* Revolution meint das allgemeine Aufkommen der Wissenschaftstheorie. Zur guten Wissenschaft gehört von nun an die Frage, was man tut, wenn man die Grenzen des

Wissens überschreitet. Jede Wissenschaft ist auch philosophisch, das heißt selbstreflexiv und auf das Denken des Denkens bezogen.

Die *Forschungsrevolution* entspricht dem uns heute vertrauten Gedanken, dass es keine dauerhaft feststehenden Wahrheiten gibt, sondern sich verändernde Gegebenheiten, denen die Forschung – das Wort selbst ist erst um 1790 nachzuweisen – nachzugehen hat. Dabei werden die Forschungserkenntnisse immer kleiner, immer spezieller und immer zeitbedingter. Forschung sucht nicht nach zeitlosen Wahrheiten, sondern nach passgenauen Erkenntnissen, und seien sie noch so kleinschrittig. Kennzeichen der Forschungsrevolution ist das Forschungs-*Projekt* und deren aktuelle Begleiterscheinungen sind Spezialisierung, Internationalisierung und in Sachen Theologie: Interreligiosität und Empirie. Forschung soll Praxisrelevanz in einem immer spezielleren Arbeitsfeld haben. Daraus resultiert das doppelte Bestreben moderner Wissenschaftspolitik: Die Universität soll zugleich berufsqualifizierende Akademie und hochspezialisiertes Forschungsinstitut sein.

Dieser Spagat lässt wenig Raum für die Auseinandersetzung mit der geistigen Existenzialität, also mit dem, was man einmal „Studium Universale“ genannt hat. Das implizite Bild des Studenten, der Studentin ist der Projektforscher auf der einen und der Berufsschüler auf der anderen Seite. Die Einheit von Forschung und Lehre lässt sich immer schwerer realisieren. Das gemeinsame Denken und Verstehen, Lehren und Lernen ist dabei gefährdet, und es wird von vielen gar nicht mehr verstanden. Wenn eine Zeiterscheinung hoch problematisch ist, dann die Forderung nach der Abschaffung der Anwesenheitspflicht im Seminar^x mit dem Argument, was dort geboten werde, könne man ja auch lesen. Das Humboldt'sche Ideal schwächt sich erkennbar ab. Warum ist das so?

Der erste Grund dafür ist die Massenuniversität, wobei wir in den Theologischen Fakultäten allerdings nur in den überbelegten Anfängerkursen etwas davon spüren. Insgesamt gab es im Jahre 2013 in Deutschland 2.432 evangelische Pfarramtsstudierende – das ist etwa 1 Promille der Gesamtstudierenden (von 2,6 Mio).^{xi}

Gravierender sind das zunehmende Effizienzdenken und die Überdehnung der Erwartungen an eine Universität. Die dort Arbeitenden haben kaum mehr Ruhe zum gemeinsamen Denken, weil Universitäten alles sein sollen. Im März schrieb Peter-André Alt, der Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung:

„Universitäten sollen alles können, von der Grundlagenforschung bis zum Entrepreneurship, von der engmaschigen Betreuung von immer mehr Studenten bis zur Erhaltung ihrer internationalen Konkurrenzfähigkeit, von der Drittmittelwerbung bis zur genauen Supervision ihrer Projektsteuerung, [...] von Entwicklung und Technologietransfer bis zur professionellen Öffentlichkeitsarbeit im Blick auf die Bringschuld gegenüber einer sie finanzierenden Gesellschaft.“^{xii}

Auf eine kurze Formel gebracht: Die Universität soll einerseits Fachschule, andererseits Forschungsakademie sein – eine schwer zu realisierende Verbindung. In diesen Zusammenhang gehören auch die Spätfolgen der Bologna-Reform. So manchem davon kann man gewiss etwas abgewinnen, vor allem der früheren Rückmeldung über die erreichte „theologische Kompetenz“. Aber die Modularisierung verleitet zu dem fatalen Missverständnis, erworbene Kompetenzen seien die hinreichende Bedingung für eine wissenschaftlich fundierte Berufspraxis.

Das ist aber nicht der Fall. Das akademische Studium ist keine *Berufsausbildung*, sondern es ist *akademische Bildung* als Berufsvorbereitung. Theologin, Jurist oder Philologin wird man nicht durch das Absolvieren von Modulen, sondern durch die Lust an der eigenen Geistigkeit und Erkenntnis. Dazu kann es in Modulen kommen – muss es aber nicht. Die zu frühe Orientierung an der Berufsqualifizierung gefährdet letztlich die Berufstauglichkeit.

3. Aufgaben und Entwicklungen des Pfarramts

Der geschilderte universitäre Spagat zwischen Forschungsprojekten und Berufsqualifikation sucht auf die Herausforderungen im universitären Wettbewerb zu reagieren. Damit ist das Passungsverhältnis von Theologie und Pfarramt gefährdet.

Zuerst muss vom Relevanzverlust der Theologie im Pfarramt die Rede sein. Vor einigen Monaten sprach ich mit dem Stadtpfarrer einer bedeutenden Pfarrstelle in der EKD. Sein Fazit: Als Theologe sei er im Grunde nicht gefragt, sondern vor allem als Kommunikator, Moderator und Manager. Bilanziere er seine Wochen- und Monatsarbeitszeit, dann mache die theologische Arbeit darin einen ganz geringen Teil aus. Seine Berufsidentität leide, denn was er könne, das sei wenig gefragt und was er müsse, das habe mit Theologie nichts zu tun. Solche Gespräche kann man immer wieder führen – nur das Maß an Unzufriedenheit mit diesem Zustand ist unterschiedlich. So mancher hat sich auch daran gewöhnt und empfindet das theologiereduzierte Pfarramt sogar als entlastenden Normalfall.

Was aber auf jeden Fall zutrifft: Das Persönliche, das so genannte „Authentische“, gewinnt einen immer größeren Stellenwert. Wenn eines durch die EKD-Untersuchungen zur Kirchenmitgliedschaft deutlich geworden ist, dann die „Schlüsselrolle“, in der sich die Pfarrerinnen und Pfarrer befinden. Weniger die Theologie ist gefragt als vielmehr die Person bzw. eine individuell verantwortete und repräsentierte Theologie. Daraus resultiert psychologische Überforderung bei gleichzeitiger intellektueller Unterforderung. Beides belasten gleichermaßen. Den Anspruch an die Person und Kommunikation teilen Theologen mit Medizinerinnen, Lehrerinnen und Juristen. In diesen Professionen^{xiii} geht es jeweils darum, eine bedeutsame kulturelle Realität situativ, persönlich und kommunikativ neu zu realisieren: Das Recht, die Bildung, die Gesundheit sind jeweils die eigene, persönliche Angelegenheit.

Das Maß an Individualität ist aber in Sachen Religion in den letzten fünfzig Jahren dermaßen gestiegen, so dass Pfarrerinnen und Pfarrer – ganz anders als noch in den 1960er Jahren – auf kaum etwas kulturell und intersubjektiv allgemein Plausibles zurückgreifen können. Die Lebensform „Kirche“ muss persönlich überzeugend erschlossen werden. Der Modus individueller Authentizität hat in Sachen Religion stark zugenommen. Im Pfarramt ist das ganz und gar Subjektive der Religion mit Hilfe der eigenen Subjektivität zu erschließen. Man wird vermuten können, dass das in Sachen Recht, Bildung und Gesundheit doch etwas anders ist.

Das Maß an persönlicher Kommunikation ist für jeden Menschen endlich. Niemand überschätze sich selbst. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen über eine „gebildete Routine“ verfügen, um nicht an dem Wunsch nach Nähe und persönlicher Repräsentanz zu scheitern.

Die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit der pfarramtlichen Aufgaben ist immer wieder beschrieben worden und es gibt zahlreiche Typologien zwischen dem „Gelehrten“ und dem

„Freizeitanimateur“.^{xiv} Orientiere ich mich an der universitären und an der kirchlichen Ausbildungsphase, dann kann gesagt werden:

In der ersten Ausbildungsphase werden Theologinnen zu Wissenschaftlern ausgebildet, in der zweiten Phase zu Kommunikatoren. Beides hat sein Recht – ohne Wissenschaft gibt es später nichts zu kommunizieren und ohne Kommunikation bleibt die Wissenschaft unerschlossen.

Das Spezifikum des geistlichen Berufes – im Unterschied zu Lehrerinnen, Juristen und Therapeuten – ist aber die persönliche religiöse Repräsentanz. Pfarrerrinnen sind nicht nur Gelehrte und Kommunikatoren – ihre spezifische Differenz zu anderen Berufen besteht darin, dass sie als Betende erkennbar sind.

Gespräche, Moderationen, Vorträge und helfende Begleitung gibt es in vielen Berufen, und das ist gut so. Aber nur im Pfarramt gibt es das öffentliche Gebet als berufliche Tätigkeit. Es bildet das Alleinstellungsmerkmal unter den als „Professionen“ zu bezeichnenden Berufen. Im Pfarramt hat man einen religiösen Beruf, in dem Wissenschaft und Kommunikation eine wichtige Rolle spielen.

4. Die Verbindung von universitärer Wissenschaft mit kirchlicher Religion und Kommunikation im Bildungsgedanken

Entwickeln sich Wissenschaft, Kommunikation und Gebet immer weiter auseinander? Die Gefahr besteht durchaus. Im guten Falle aber beziehen sich Wissenschaft, Religion und Kommunikation aufeinander und stützen sich gegenseitig. Dann wird die *Wissenschaft* kommunikativ erschlossen, so dass das Mitteilen und Darstellen von Tatsachen und Denkmustern zugleich die Entstehung von Erkenntnis befördert. Das ist dann der Fall, wenn die wissenschaftliche Einsicht zugleich das Selbstverhältnis und Selbstverständnis voraussetzt und betrifft.

Im guten Fall dient auch die Wissenschaft der *Kommunikation*, indem nicht Informationen, sondern Erkenntnisse und Einsichten kommuniziert werden. Dann helfen die theologischen Unterscheidungen – etwa zwischen Religion und Theologie, zwischen Leistung und Würde eines Menschen, zwischen dem Bezug auf das geistliche und das weltliche Regiment Gottes – nicht dem Abschluss von Fragen, sondern der Eröffnung von neuen Horizonten. Bei der Übersetzung von theologischer Wissenschaft in den Kontext der Religion des Alltags erweist sich die Theologie als Stütze, die die kommunikativen Risiken abfedert und unterfängt. Ich kommuniziere dann nicht nur mich selbst und meine authentische Persönlichkeit und Frömmigkeit, sondern ich nutze dabei das Professionswissen, um Menschen zur Freiheit zu helfen, anstatt sie an meinen Weg zu binden. Das gilt erst recht für meine *religiöse Präsenz* und Repräsentanz, für mein berufliches Beten, Predigen, Unterrichten, Moderieren und Helfen.

Zu einem guten Miteinander wird man am ehesten gelangen, indem man den Erwerb von theologischer, kommunikativer und spiritueller Kompetenz jeweils als einen Vorgang der *Bildung* verständlich zu machen sucht.

Vielleicht kann man Bildung am besten beschreiben als das Ineinander von hoher *persönlicher Beteiligung* an einer Sache bei gleichzeitiger Fähigkeit zur *Selbstdistanzierung* vom eigenen Habitus in dieser Sache. Anders formuliert: Ein Bildungsvorgang impliziert die Fähigkeit, nicht

nur ein Bildungssubjekt zu sein, sondern sich selbst im Modus dieser Subjektwerdung zu beobachten. „Gebildet ist, wen es interessiert, wie die Welt aus anderen Augen aussieht, und wer gelernt hat, das eigene Blickfeld auf diese Weise zu erweitern.“^{xv}

Der gute Wissenschaftler bildet sich ein Bewusstsein von seinem Wissenschaftlersein und Wissenschaftlerwerden. Der gebildete Kommunikator entwickelt zugleich eine Theorie des kommunikativen Handelns, und die eigene Spiritualität ist nicht nur Gegenstand der religiösen Dankbarkeit – am schönsten für mich immer noch ausgedrückt in Luthers Morgen- und Abendsegen –, sondern auch Anlass, um über die Formierung von Glaube eine Anschauung zu gewinnen, die sowohl von Unmittelbarkeit als auch von einem distanzierten Selbstverhältnis gekennzeichnet ist. Bildung ist die Begegnung mit dem Fremden, das nicht ganz fremd bleibt, sich aber doch immer zugleich erschließt und entzieht und mich darum nicht unverändert sein lässt.

Dieser Grundhabitus ist das Eigentliche eines gebildeten Menschen, und ein solcher müssen Pfarrerinnen und Pfarrer zweifellos sein. Wie aber wird man ein gebildeter Mensch? Unbestritten ist, dass Bildung zunächst durch Wissenschaft befördert wird – und darum steht die theologische Wissenschaft völlig zu Recht im Mittelpunkt der Bildung für das Pfarramt.

Das Bildende der Wissenschaft besteht nicht zuletzt darin, dass jede gute Wissenschaft eine Beobachtung zweiter Ordnung ist. Es werden nicht nur Gegenstände beobachtet, sondern auch Menschen, die die Gegenstände beobachten – und an der *universitas litterarum* auch Menschen, die die Wirklichkeit unter völlig verschiedenen Perspektiven und Prämissen beobachten. Erst wenn sich die Beobachtung der Beobachtung mit der Selbstbeobachtung verbindet, dann handelt es sich um einen vollständigen Bildungsvorgang. Dieser aber wird auf jeden Fall seine positiven Auswirkungen haben – ganz egal, welchen konkreten Beruf man dann später einmal ausüben wird.

In diesem Sinne wünsche ich uns allen ein erfolgreiches Wintersemester 2019/2020!

Literatur

BOTHO AHLERS, Die Unterscheidung von Theologie und Religion. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Praktischen Theologie im 18. Jahrhundert, Gütersloh 1980.

CHRISTIAN ALBRECHT, Bildung in der Praktischen Theologie, Tübingen 2003.

PETER-ANDRÉ ALT, Eine neue Idee der Universität, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 55 vom 6. März 2019, Seite N 4.

RÜDIGER VON BRUCH, Art. „Universitäten I. Geschichtlich“, in: ⁴RGG Bd. 8, 779–788.

VOLKER GERHARDT, Die Rationalität des Glaubens, in: Michael Meyer-Blanck (Hg.), Christentum und Europa. XVI. Europäischer Kongress für Theologie (10.-13. September 2017 in Wien), Leipzig 2019 (VWGTh 57), 560–572.

WILHELM GRÄB, Der Pfarrer / die Pfarrerin als exponierte religiöse Subjektivität, in: ders., Lebensgeschichten – Lebensentwürfe – Sinndeutungen. Eine praktische Theologie gelebter Religion, Gütersloh 1998, 319–333.

CHRISTIAN GRETHLEIN, Theologiestudium als Vorbereitung auf den Pfarrberuf. Beobachtungen, Probleme und Herausforderungen, in: ZThK 116 (2019), 115–131.

- SABINE HERMISSON, Spirituelle Kompetenz. Eine qualitativ-empirische Studie zu Spiritualität in der Ausbildung zum Pfarrberuf, Göttingen 2016 (ARP 60).
- WILHELM VON HUMBOLDT, Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin (1810), in: Werke in 5 Bänden, Bd. 4, Frankfurt 1964, 255–267.
- MANFRED JOSUTTIS, Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, Gütersloh 1982.
- ISOLDE KARLE, Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh 2001 (PThK 3).
- NIKLAS LUHMANN, Soziale Systeme. Grundlage einer allgemeinen Theorie, Frankfurt / Main 1987 (stw 666).
- MICHAEL MEYER-BLANCK, Inszenierung und Präsenz. Zwei Kategorien des Studiums Praktischer Theologie, in: WzM 49 (1997), 2-16.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, Bildende Präsenz. Warum auf die Anwesenheitspflicht im akademischen Seminar nicht verzichtet werden kann, in: Beruf Hochschullehrer. Ansprüche, Erfahrungen, Perspektiven, hg. von Hildegard Krämer, Axel Bernd Kunze und Harald Kuypers, Paderborn 2013, 55-61.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, O nowy neohumanizm. Uniwersytet w czasach post-bolonskich (A Plea for New Neohumanism. The University in Post-Bologna Times), in: Studia z Teorii Wychowania VI (2015) Nr. 1, 11–17.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, Unterscheiden, was zusammengehört. Zum Verhältnis von Wahrheitsfrage und Wirklichkeitsdeutung in der Religionspädagogik, in: ZPT 68 (2016), 7–18.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, Bilder der Liturgiegeschichte in der Ökumene, in: Dynamik und Diversität des Gottesdienstes. Liturgiegeschichte in neuem Licht, hg. von Albert Gerhards und Benedikt Kranemann, Freiburg 2018 (QD 289), 33–51.
- MICHAEL MEYER-BLANCK, Das Gebet, Tübingen 2019 (darin § 6: Beten als Beruf – pastoraltheologische Aspekte, 48–57).
- FRIEDRICH PAULSEN, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902 (Nachdruck Hildesheim 1966).
- ROBERT SPAEMANN, Wer ist ein gebildeter Mensch? Aus einer Promotionsfeier, in: Scheidewege 24 (1994/95), 34–37.
- WILHELM STÄHLIN, Via Vitae. Lebenserinnerungen von Wilhelm Stählin, Kassel 1968.
- RUDOLF STICHWEH, Fachübergreifende Entwicklungslogiken von „Wissenschaft“, Ms., Göttingen, 25.2.2019.
- VERNETZTE VIELFALT. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, hg. von Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung, Gütersloh 2015.

ⁱ Vortrag am 7. Oktober 2019 zur Eröffnung des Wintersemesters 2019 / 2020.

ⁱⁱ WILHELM STÄHLIN, Via Vitae. Lebenserinnerungen von Wilhelm Stählin, Kassel 1968, 372.

ⁱⁱⁱ VOLKER GERHARDT, Die Rationalität des Glaubens, in: Michael Meyer-Blanck (Hg.), Christentum und Europa. XVI. Europäischer Kongress für Theologie (10.-13. September 2017 in Wien), Leipzig 2019 (VWGTh 57), 560–572: 565.

-
- ^{iv} BOTHO AHLERS, Die Unterscheidung von Theologie und Religion. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Praktischen Theologie im 18. Jahrhundert, Gütersloh 1980.
- ^v MICHAEL MEYER-BLANCK, Bilder der Liturgiegeschichte in der Ökumene, in: Dynamik und Diversität des Gottesdienstes. Liturgiegeschichte in neuem Licht, hg. von Albert Gerhards und Benedikt Kranemann, Freiburg 2018 (QD 289), 33–51, 34f.
- ^{vi} WILHELM VON HUMBOLDT, Ueber die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin (1810), in: Werke in 5 Bänden, Bd. 4, Frankfurt 1964, 255-267: 257f.
- ^{vii} RÜDIGER VON BRUCH, Art. „Universitäten I. Geschichtlich“, in: ⁴RGG Bd. 8, 779–788: 787; MICHAEL MEYER-BLANCK, O nowy neohumanizm. Uniwersytet w czasach post-bolonskich (A Plea for New Neohumanism. The University in Post-Bologna Times), in: Studia z Teorii Wychowania VI (2015) Nr. 1, 11–17.
- ^{viii} FRIEDRICH PAULSEN, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902 (Nachdruck Hildesheim 1966), 63.
- ^{ix} RUDOLF STICHWEH, Fachübergreifende Entwicklungslogiken von „Wissenschaft“, Ms., Göttingen, 25.2.2019., 2f.
- ^x MICHAEL MEYER-BLANCK, Bildende Präsenz. Warum auf die Anwesenheitspflicht im akademischen Seminar nicht verzichtet werden kann, in: Beruf Hochschullehrer. Ansprüche, Erfahrungen, Perspektiven, hg. von Hildegard Krämer, Axel Bernd Kunze und Harald Kuypers, Paderborn 2013, 55-61.
- ^{xi} CHRISTIAN GRETHLEIN, Theologiestudium als Vorbereitung auf den Pfarrberuf. Beobachtungen, Probleme und Herausforderungen, in: ZThK 116 (2019), 115–131: 117, Anm. 12.
- ^{xii} PETER-ANDRÉ ALT, Eine neue Idee der Universität, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 55 vom 6. März 2019, Seite N 4.
- ^{xiii} ISOLDE KARLE, Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh 2001 (PThK 3).
- ^{xiv} MANFRED JOSUTTIS, Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, Gütersloh 1982, 9.
- ^{xv} ROBERT SPAEMANN, Wer ist ein gebildeter Mensch? Aus einer Promotionsfeier, in: Scheidewege 24 (1994/95), 34–37: 34.